





Aesculap und Hygia, die heute im Museum auf dem Rezepturtisch der ehemaligen Klosteroffizin aus Schwarzach stehen, stammen ursprünglich aus Frankreich, 18. Jahrhundert. Inv. Nr. VII E 69

Antiker Heilgott wacht über die christliche Rezeptur

Von Heike Haß, Heidelberg / »Was macht der Aesculap im Kloster?« Immer wieder wundern sich Besucher, wenn sie das Ensemble des heidnischen Gottes mit seiner Tochter Hygia auf dem Rezepturtisch der Offizin aus dem ehemaligen Benediktinerkloster in Schwarzach/Baden sehen.

Die aus Holz gefertigten Figuren des antiken Heilgottes Aesculap/Asklepios (lateinisch/griechisch) und seiner Tochter Hygia/Hygieia (lateinisch/griechisch) dominieren den großen Tisch (Inv. Nr. VII E 69 beide). Die Statuetten sind 80 cm hoch und stammen wohl aus Frankreich. Dort sollen sie im 18. Jahrhundert geschnitzt worden sein.

Der Heilgott ist wie seit der Antike üblich wiedergegeben: als älterer Gott, daher bärtig, stehend, mit dem Hüftmantel bekleidet, der den Oberkörper fast gänzlich entblößt lässt. Die etwas steife Körperhaltung verrät keine große Könnerschaft des Bildschnitzers. Der rechte Arm ist erhoben und hält wie ein Zepter den Stab, um den sich eine Schlange windet. Der linke Arm ist über dem Körper angewinkelt und hält einen Strauß aus Blättern, die wahrscheinlich zu einer Heilpflanze gehören. Man könnte bei den gefiederten Blättern an die Leberklette (*Agrimonia eupatoria*) oder den weißen Senf (*Sinapis alba*) denken.

Das Pendant, die Holzstatuette der Hygia, präsentiert sich ebenfalls typisch: jugendlich, mit einem an den antiken gegürteten Peplos erinnernden Gewand. Es fällt

mit einem Bausch, Kolpos genannt, über die Hüften. Rechts hält Hygia eine Schale; ihr linker Arm ist gestreckt erhoben und von einer Schlange umwunden. Man kennt dieses Motiv der sich selbst opfernden Götter seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. und jenes des Fütterns der Schlange seit dem 2. Jahrhundert n. Chr.

Wie sind diese Figuren in das Kloster in Schwarzach und die dortige Apotheke gekommen? Standen sie dort auf dem Offizintisch oder handelt es sich bei der Verknüpfung erst um eine spätere Kombination?

Geschichte der Klosteroffizin

1724 erhielt die Apotheke des Klosters, die in einem separaten kleinen Gebäude auf dem Klostergelände untergebracht war, eine neue Einrichtung – eben jene, die heute im Deutschen Apotheken-Museum zu sehen ist. Sie war damals wie heute in Grün mit einigen goldenen Akzentuierungen gehalten. Als das Kloster 1802/03 säkularisiert wurde, wurde die Apotheke mit der schönen Offizin als städtische fortgeführt. Dabei gingen viele Gegenstände der Klosteroffizin an den neuen Besitzer Jo-

hann Decker über. In dem ordentlich geführten Inventar kommen die Statuen von Aesculap und Hygia nicht vor.

Das schicke Gebrauchsmöbel erlebte in seinen rund 160 Jahren »Amtszeit« in der »profanen« Kloster-Apotheke zahlreiche Besitzerwechsel. Dies lag besonders an der armen Landbevölkerung, wie Georg Scior, der Neffe von Hermann Münz, Besitzer der Klosterapotheke von 1909 bis 1961, zu berichten weiß: »Die Bauern hatten alle kein Geld für Medikamente.« Sein Onkel gab die Apotheke aus Altersgründen auf.

In den 1950er-Jahren arbeitete Georg Scior als Apothekerpraktikant und später vertretungsweise in der Offizin. Eigentlich könnten sich die Statuen heute noch in seinem Privatbesitz in Walldorf befinden. Scior: »Meine Tante bot mir 1961, als die Apotheke an Herrn Reith verkauft wurde, an, das Paar mit nach Hause zu nehmen. Leider musste ich aus Platzgründen ablehnen.«

Josef Reith ließ das Innere der Apotheke grundlegend erneuern und übergab im Jahr des Kaufs die barocke Offizin mit den beiden Holzstatuetten an das Deutsche Apotheken-Museum.

Antike Heilgötter überlebten

In der Antike gab es für die Darstellung von Asklepios/Aesculap allein 20 Möglichkeiten des stehend bärtigen Typus, für die Hygieia/Hygia 25 unterschiedliche Variationen. Es sind 396 antike Beispiele für den Heilgott und 238 für die Tochter in Rundplastik, Relief, Kleinkunst und auf Münzen erhalten.

Die ältesten Darstellungen des Asklepios datieren in das 6. Jahrhundert und stammen aus Thessalien, das seine mythologische Heimat beansprucht und wo auch seine ältesten Heiligtümer liegen.

Im 5. Jahrhundert wird Hygieia ihrem mythologischen Vater an die Seite gestellt. In der Folge zieht sie ihrem Vater in Kultgemeinschaft und Ikonografie nach; beide

bilden ein unzertrennliches Paar. Wichtige Kultstätten befanden sich in Athen, Epidauros, Pergamon und Rom. Eine wirkliche Eigenständigkeit erreichte die Verehrung der Hygia nie; sie war wohl als weiblicher Part wichtig, um gezielt die weiblichen Patienten anzusprechen.

Ab dem 2. Jahrhundert n. Chr. sind die antiken Gottheiten in beruhigter Haltung sitzend und ihre Schlangen fütternd dargestellt. Dieses Motiv interpretierten Forscher als sich selbst opfernde Götter, was Bescheidenheit und Selbstgenügsamkeit ausdrücken soll. Aus der Spätantike sind nur wenige dreidimensionale Beispiele des heidnischen Gottes und seiner Tochter erhalten. Eine Ausnahme bildet das häufig zitierte und abgebildete Elfenbeindiptychon aus Liverpool, Merseyside Museum.

Die Kulte des Aesculap und der Hygia wurden oft bis ins 4. Jahrhundert weitergeführt, denn der heidnische Gott Aesculap vertrug sich gut mit dem christlichen Gedankengut und »überlebte« daher. Die Praxis des Heilschlafs wurde übernommen und im Sinne der interpretatio christiana weitergepflegt. So wird das Athener Asklepieion als Heiligtum der Apotheker- und Ärztepatrone Kosmas und Damian nachweislich von Heilsuchenden ab dem 6. Jahrhundert n. Chr. aufgesucht. Andererseits vertreten einzelne Wissenschaftler die Ansicht, dass großer Hass zur Zerstö-



Natürlich nicht aus dem 18. Jahrhundert, sondern im Museumsshop zu erwerben: die grün-schwarze Schlange

rung der Asklepios-Heiligtümer geführt habe (A. Krug). Die historische Wahrheit können nur neuere Forschungen zu den Asklepieia aufdecken. Verbindend ist jedenfalls der für Asklepios/Aesculapius wie auch Christus gebräuchliche Beiname »Soter«, der Retter, der ihre heilsbringenden Eigenschaften in gesundheitlicher und seelischer Hinsicht unterstreicht.

Überliefertes Medizinsymbol

Im frühen und späteren Mittelalter bleibt die Erinnerung an den Asklepios-Mythos durch die Mythendarstellungen in christianisierter Form erhalten. Typisch ist dabei das Eigenleben der Symbole Schlange und Schlangensab, die nun eine stark christianisierte Interpretation erfahren.

Das 16. Jahrhundert führt zu einem erneuten Aufleben der Asklepios/Aesculap-Darstellungen. Dies wird zu nicht geringen Teilen auf die Iconologia, das ikonografische Handbuch des Cesare Ripa (Erstausgabe 1593), zurückgeführt. In diesem bekannten Buch des Barock werden mythologische und allegorische Figuren und deren Attribute beschrieben und in der Ausgabe von 1603 auch abgebildet. Im 16./17. Jahrhundert wird der Schlangensab immer mehr allein benutzt und versinnbildlicht die Medizin. Immer häufiger trägt der Heilgott sein Attribut demonstrativ wie ein Zepter. Die Darstellungen des Aesculap lösen sich von den klassischen Vorbildern und entwickeln freie Formen.

Im 18. Jahrhundert erscheint Aesculap auf den Titelkupfern der Pharmakopöen, oft aber auch nur der Schlangensab. Während mit dem Gott selber noch an den Mythos erinnert wird, steht das verkürzte Symbol des Schlangensabs für die heilende Kraft der Medizin im Allgemeinen.

Die Statuetten des Aesculap und der Hygia aus dem ehemaligen Kloster in Schwarzach fügen sich in die allgemeine Rezeptionsgeschichte ein: Heidnische Götter werden christlich uminterpretiert. Der ursprünglich griechische Gott bleibt die Chiffre für antike Heilkunst schlechthin, die in die christliche, in den Klöstern kultivierte Medizin übergeht und von dort aus tradiert wurde. /

Literatur

- Krug, A., Heilkunst und Heilkult. Beck München 1993.
 Riethmüller, J. W., Asklepios. Heiligtümer und Kulte. In: Hölscher, T. (Hrsg.), Studien zu antiken Heiligtümern 2, 2 Bde., Verlag Archäologie und Geschichte, Heidelberg 2005.
 Lehmann, T., Wunderheilungen in der Antike. Ausstellungskatalog der Charité Berlin, Athena-Verlag, Oberhausen 2006.

Weitere Literatur bei der Verfasserin

Der Schlangensab

Das typische Attribut des Asklepios (Aesculapius) ist der Schlangensab. Es besteht aus zwei Teilen, die ursprünglich unabhängig voneinander auftraten und als Kennzeichen des Gottes ein Eigenleben führten.

Die Schlange weist im 6. Jahrhundert vor Christus auf die chthonische Komponente des jeweiligen Gottes hin. Als solche erscheint sie auf minoischen Grabsteinen. Als Zeichen der Erneuerung - wegen ihrer Häutung - wird sie ab dem 5. Jahrhundert als Heilsymbol schlechthin angesehen. In christlicher Zeit behält die Schlange ihre magisch-medizinische Bedeutung bei. Jedoch trägt der alttestamentarische Sündenfall, der auf Altarbildern immer mit der Schlange symbolisiert wird, zur Verbreitung der negativen Konnotation bei. Das zweite Element, der Knotensab, wies den Asklepios in der Antike als wandernden Arzt aus. Ferner deutet

der Stab in dieser eher statischen Form auf die aristokratische Komponente hin. Diese Mischung aus rangbedingter Passivität und heilender Aktivität zeichnet den griechisch-römischen Heilgott aus.

In römischer Zeit waren Funktion und Bedeutung des Schlangensabs bereits nicht mehr bekannt. Dies führte schließlich zu einer sehr freien, quasi szepterartigen Verwendung des Stabs in den Aesculap-Darstellungen. Im Humanismus wurde das Zeichen des griechischen Arztes allgemeines Zeichen der Medizin. Ab 1956 war der Schlangensab Symbol der Militärärzte und wurde seitdem auch als Zeichen der medizinischen Kunst von privaten Ärzten verwendet.





Feldversorgung

Dem »Schlendrian . . . der Prügel und Abschied«

Von Claudia Sachße, Heidelberg / Der Dreißigjährige Krieg brachte unzähligen Menschen Verwundung und Tod. Zugleich wuchsen Einsicht und Bedürfnis, verwundete Soldaten im Feld professionell medizinisch versorgen zu können. Feldapotheken wurden wesentlicher Teil der Ausstattung.

Das Arzneimittelverzeichnis eines Feldkastens von 1769 aus dem sächsischen Churfürstentum kam zu Beginn dieses Jahres als interessante Neuerwerbung in den Bestand des Deutschen Apotheken-Museums.

Der mittig gefaltete Papierbogen im Folioformat ist in deutscher Kurrentschrift mit Tinte allseitig handbeschrieben (Inv.-Nr. VII A 1230). Lateinische Begriffe sowie Fachtermini sind deutlich hervorgehoben. Die »Specification derjenigen Medicamenten so zur Füllung / eines Compagnie Kasten nöthig sind« listet 40 Arzneistoffe auf, mehrheitlich Simplicia sowie einige Composita. Es folgen Rezepturanweisungen für ein Pulvis Absorbens und ein »Stärckpuderzucker mit Minze«. Im Anschluss daran sind Empfehlungen für die korrekte Anwendung der aufgelisteten Stoffe gegeben.

Am Ende der Handschrift ist der Autor zwar genannt, allerdings ohne Siegel oder Unterschrift. Doch die Schlussdaten beleuchten den historischen Hintergrund: »Dreßdn . . . 1769. Sr. Churfürstl Durchl zu Sachßn bestallter Hofrath Leib und General-Raaths-Medicus«. Dieser Text, erstellt von höchster medizinischer Instanz, führt in die Zeit kurz nach dem Siebenjährigen Krieg (1756 bis 1763), in dem Sachsen an der Seite europäischer Großmächte im Konflikt mit Preußen stand.

Das Schriftstück wurde möglicherweise als Kopie eines Originaldokuments angefertigt, vielleicht um eine Feldapotheke mit den von der Obrigkeit empfohlenen Bestandteilen zusammenzustellen. Schrift

und Erscheinungsbild sprechen für eine zeitnahe Entstehung gegenüber der zu vermutenden Vorlage. Vielleicht handelt es sich aber auch um den Entwurf für eine Verordnung, die formgemäß erstellt und amtlich mit Siegel und Unterschrift bestätigt werden sollte.

Apotheker versorgten Soldaten

In den zurückliegenden Jahrhunderten sorgten bei Feldzügen meist angeworbene Feldschere für die Gesundheit und Wundversorgung der Soldaten. Teils hatten sie Kenntnisse in Arzneimitteltherapie und bezogen ihr Material in zivilen Apotheken.

Allmählich, in Sachsen sicher seit 1680, sind neben Feldscherern ausgebildete Apotheker belegt, die das Heer direkt mit Arzneimitteln und ihrem Fachwissen versorgten. Es entwickelte sich eine spezielle Arzneibuchgattung, die im Krieg verwendete Arzneimittel behandelte und Empfehlungen zur Ausstattung einer Feldapotheke gab. Im 18. Jahrhundert mündete dies in amtliche Schriften, den Pharmacopoeae militares oder castrenses (zum Beispiel in Bayern 1754, in Preußen 1790).

Feldapotheker statteten Kompanien, Regimenter oder ganze Armeen entsprechend den Vorgaben des befehlshabenden Feldmedicus oder Feldschers aus. Sie lieferten die gezimmerten Feldkästen mit kriegsnotwendigen Arzneien, Rezeptur- und chirurgischem Gerät, Verbandmittel und oft die speziell zugerichteten Wagen und Pferde.

Die Arzneien mussten den logistischen Ansprüchen gemäß sicher verwahrt in

Feldkasten aus Graubünden/Schweiz,
1. Hälfte 18. Jahrhundert
Pharmaziehistorisches Museum Basel

Schubladen, die wichtigsten Arzneiformen schnell verfügbar sein. Gläser und irdene Gefäße waren gut umwickelt vor Bruch zu schützen. Statt Ganzdrogen wurden platzsparende Pulver gewählt, Pflaster und Salben bildeten einen hohen, Flüssigarzneien den geringeren Anteil. Eine kleine Zahl von Mitteln sollte möglichst vielen Indikationen dienen.

Wundbalsam und Digestiv

Unter den im Arzneimittelverzeichnis aufgelisteten Simplicia und Composita fällt ein hoher Anteil an chemischen Arznei-

Impressum

»Deutsches Apotheken-Museum« ist eine Beilage der Pharmazeutischen Zeitung.
Redaktions- und Verlagsanschrift:
Pharmazeutische Zeitung,
Carl-Mannich-Straße 26,
65760 Eschborn,
Telefon (0 61 96) 9 28-272
Fax (0 61 96) 9 28-2 75
Verantwortlich für den Inhalt:
Apotheker Professor Dr. Hartmut Morck, Chefredakteur der Pharmazeutischen Zeitung
Redaktion: Apothekerin Brigitte M. Gensthaler
Layout: Klaus Gilbert
Abbildungen: Deutsches Apotheken-Museum (wenn nicht anders gekennzeichnet)
Erscheint zweimal im Jahr.
Weitere Angaben im Impressum der Pharmazeutischen Zeitung

stoffen auf. Sal Mirabile Glauberi ist das altbekannte Abführmittel Glaubersalz. Mercurius Praecipitatus ruber (rotes Quecksilberpräzipitat) diente als Salbe gegen Geschwüre und Fleischwucherungen.

Ähnlich wurde Lapis Medicamentosus Crolli (Medizinischer Stein) nach einer Rezeptur des Paracelsus-Anhängers Oswald Croll (etwa 1560 bis 1608) eingesetzt. Dies war ein Produkt aus Vitriol mit Alaun, Glasgalle, Kochsalz, Weinstein, Pflanzensalzen, Bleiweiß und Ton: »... daß Eßig und eine leichte Solutio / vom Lapide Medicamentoso ... in eine Kane Wasser Solvirt die beste / Supuratio in einer Wunde mache, ohne daß je-/mahl wildes-Fleisch wachße. Daß alle Wund / Balsame wegen des alten Fettes und dem Kochen / über Gluth-Feuer, faule und schmierige Wunden / mache ...«.

Der Höllenstein, Lapis Infernalis (Silbernitrat), diente als Causticum, als Ätzmittel auf Brandwunden und sollte Narben entfernen. Ferner sind verschiedene Weinsteinpräparate genannt: »daß Tartarus / Emeticus zu 1.2.3. Gran in 1 Kane Waßer auf-/gelöst und nach und nach getruncken sicheren / Effect thun, als die elende Rad[ix]: Ipecacuane / welche niemahls einerley würckung thun kann ...«.

Den etwas geringeren Teil bilden Vegetabilia. Chinarinde, Jalapenwurzel, Leinsamen, Holunder, Rhabarber, Oxymell Simplex (Honig mit Essig) oder Oxymell Squilliticum (mit Meerzwiebelessig), dazu Weinessig und Öl: »so wird er ferner wissen, daß Öle / und Eßig daß beste Digestivum nebst den / nöthigen Cataplasmatibus sey ...«. Nur wenige tierische Substanzen sind vertreten: Lapis Cancrorum pulverisati (Krebsaugen, Kalkkonkremete der Krebse) sowie Liquor Cornu Cervi Succinatus (Hirschhorn mit Bernstein).

Einige Mittel konnten auch zur Behandlung der Reittiere dienen: »daß Farina Semini lini /mit Waßer und Milch das beste Cataplasma / Emolliens ... abgiebet«. Dieser Breiumschlag aus Leinsamen wurde oft bei katarthaler Krankheit der Pferde (Druse) eingesetzt.

Die Empfehlungen des Autors im Verzeichnis zeigen, dass eine Feldapotheke nicht nur für Wunden und kriegsbedingte Verletzungen ausgerüstet sein musste. Zahlreiche Leiden aus dem «normalen» Leben bedingten einen hohen Krankenstand. Ein Feldkasten sollte Mittel zur Wund- und Schmerzbehandlung, blutstillende und kühlende Präparate ebenso wie solche gegen Lungen- und Magenleiden oder Fieber enthalten.

Zeitlich und thematisch eng verbundene Bücher sind: J. U. Bilguer, Anweisung zur



Mangelnde Fachkenntnis und obskure Behandlungsmethoden brachten so manchen Feldscher oder Feldapotheker in die Kritik und in das Schussfeld von Hohn und Spott. Karikatur eines Feldapothekers, Lithografie von J. B. Lachmüller, circa 1837. Inv.-Nr. VII B 418

ausübenden Wundarzneikunst in Feldlazarethen (1763), sowie E. G. Baldinger, Krankheiten einer Armee aus eigenen Wahrnehmungen in dem letzten preussischen Feldzuge (1765). Letzterer unterscheidet Krankheiten, die im Feld und in der Zivilbevölkerung vorkommen, sowie solche, die im Feld öfter vorkommen. Hervorgehoben werden beispielsweise verschiedene Fieber, Asthma, Arthritis, Krätze, Durchfälle, Würmer und Scorbut; solche Erkrankungen wurden durch die harten Lebensbedingungen begünstigt. Lange Märsche in extremen klimatischen Verhältnissen sowie schlechte Unterkünfte und Ernährung prägten den soldatischen Alltag.

Feldschere ins Collegium

Die besonderen Umstände im Feld stellten an die Feldschere hohe Anforderungen. Sie sollten umfassende Erfahrung vorweisen können, um Verwundungen und Krankheiten vor Ort allein behandeln zu können. Oft fehlte jedoch eine gute Ausbildung. So befürwortete der Generalstabsmedicus des sächsischen Heeres 1740 angesichts bitterer Erfahrungen aus früheren Kriegszügen die Einrichtung einer chirurgischen Lehranstalt. 1748 wurde das sächsische Collegium medico chirurgicum eröffnet, ähnlich der vielgerühmten Einrichtung in Berlin. Alle Regimentsfeldschere wurden verpflichtet, an den Vorlesungen teilzunehmen und wurden abschließend vom Generalstabsmedicus examiniert.

Zahlreiche Ärzte und Apotheker gaben ihre Erfahrungen aus dem Krieg durch Behandlungs- und Arzneimittelempfehlungen literarisch weiter. Auch bei dem Schriftstück im Museum ist davon auszugehen, dass die Erfahrungen des Autors

mit der gesundheitlichen Verfassung des Heeres eingeflossen sind.

Für »Schwein Igel« der Prügel!

Neben allen Erkenntnissen aus Krankheits- und Verwundungsbildern zeigt dieses Schriftstück auch eine persönliche Note des Verfassers. Der »rüde« Ton einiger Sätze drückt anschaulich seine schlechten Erfahrungen mit den Feldschern und seine Verärgerung darüber aus.

Den vorgeschriebenen Pflichtbesuchen beim Collegio scheinen die Feldschere nicht immer nachgekommen zu sein. Man begnügte sich mit dem Studium von Büchern und mangelnde Versorgung im Feld war die Folge. Teils wurde die Lage des Heeressanitätswesens, so in Preußen, als desaströs beschrieben. Und so beginnen und enden die an die Liste anschließenden Ausführungen mit harschen Worten:

»Mit den vorstehenden Medicamenten ist ein Feld-Kasten vollkomen versehen in allen Fällen, den wan der Feldscher im Collegio achtung gehabt hat und nicht wie ein Thier an der Schmiererey hänget, so wird er wissen, ... Alles dieses nebst vielen andern Dingen wird jährlich in den practischen Collegiis genugsam und öfters erkläret, und diese hier angezeigte Medicamenta, sind da hero vor fleißige zu hören hinlänglich in allen Kranckheiten. Vor Schwein Igeln aber welche bey den Schlendrian bleiben und aus vielen Büchern hin und her nie gehörtes und künstliches Medikament zusammen klauben wollen gehöret der Prügel und Abschied.«

So gibt das einfach gehaltene Schriftstück einen lebhaften Eindruck von den medizinischen Verhältnissen in einem Heer, das noch immer unter dem Eindruck eines entbehrungsreichen Krieges stand. /

Unser Museum ist faszinierend

Von Brigitte M. Gensthaler / Seit zehn Jahren leitet die Historikerin Elisabeth Huwer hauptamtlich das Deutsche Apotheken-Museum in Heidelberg. Unter ihrer Obhut hat sich die Einrichtung zu einem attraktiven Museum mit vielen Angeboten gemauert.

PZ: Welchen entscheidenden Fortschritt hat das Museum im letzten Jahrzehnt gemacht?

Huwer: Mit dem Hauptamt wurde die Museumsarbeit auf eine professionelle Basis gestellt. Nach der Neustrukturierung ist es nun auf die verbindlichen Normen für den Umgang mit Museumssammlungen ausgerichtet, die vom Internationalen Museumsrat (ICOM) im Code of Ethics niedergelegt sind. Das Museum ist seitdem national wie international sehr gut positioniert. Daneben haben wir konsequent die Entwicklung von Angeboten für unsere Besucher vorangetrieben. Zuletzt wurde der er-

sind stolz auf unsere umfangreiche Arzneimittelsammlung mit mehr als 2000 Originalstoffen ab dem 17. Jahrhundert. Viele Apotheker sind erstaunt über die damaligen Heilkundetheorien und die Bandbreite früherer Arzneistoffe.

PZ: Das Museum als Kuriositäten-Kabinett?

Huwer: Von diesem Image distanzieren wir uns. Die Zeiten, in denen Besucher nur nach dem »Alchemistenkeller« und der »Mumie« gefragt haben, sind vorbei. Das Museum ist Schaufenster des Berufsstands! Es zeigt zum Beispiel den langen



Die Leiterin des Deutschen Apothekenmuseums in Heidelberg, Elisabeth Huwer

folgreiche Kurs mit einem Platz im Focus-Ranking der »Attraktivsten Musentempel« belohnt: Das Deutsche Apotheken-Museum erreichte Platz 11 von 6000 Museen in Deutschland!

PZ: Seit Jahren zählt es zu den meistbesuchten Fachmuseen Deutschlands. Was begeistert die Besucher besonders?

Huwer: Sie erleben die Geschichte der Pharmazie in geschichtsträchtigen Renaissance-Räumen. Das ist eine ideale Verbindung von Raum und Thema.

PZ: Was kann der pharmazeutisch kundige Besucher erfahren?

Huwer: Er kann viel über die Wurzeln des Berufsstands lernen, welche Chancen darin liegen und warum die Pharmazie als selbstständige Disziplin so wichtig ist. Wir

Weg zum exakt dosierbaren Medikament: von der materia medica über die Entdeckung der Alkaloide bis hin zur Industrialisierung und den modernen Fertigarzneimitteln.

PZ: Kann man mit Sonderaktionen und -führungen das Publikum fesseln?

Huwer: Mit dem Engagement für Kinder schaffen wir langfristige Bindungen. Die Kinder sind begeistert und wirken als Multiplikatoren. Für Erwachsene gibt es neben der Übersichtsführung thematische Schwerpunkte, zum Beispiel die Seuchenzüge oder Gifte. Hier rücken wieder andere Exponate in den Mittelpunkt. Sehr gut angenommen werden die Highlight-Führungen am Abend: Oft kommen die Besucher erschöpft von einem Kongress hier an und sind danach ganz begeistert.

PZ: Lassen Sie uns einen Blick hinter die Kulissen werfen. Was ist Ihre Hauptaufgabe als Museumsleiterin?

Huwer: Entscheiden. Von üblichen organisatorischen Dingen bis hin zu hochspezifischen Aufgaben wie Nachlassübernahme, Ankäufe, Restauration, Präsentation.

PZ: Sammeln und Bewahren gehören zum Auftrag jedes Museums. Was bedeutet diese Aufgabe für das Heidelberger Museum?

Huwer: Es sieht sich als Hüter der durch Objekte erzählten Geschichte der Apotheken. Museen sind Forschungseinrichtungen, die bestandsorientiert arbeiten. Die Entscheidung, ob ein Objekt sammlungswürdig ist, folgt einem sorgsam entwickelten, schriftlich niedergelegten Sammlungskonzept. Wir grenzen ein und sammeln gezielt. Dabei ist unser Name Programm: Das Museum sammelt Realien aus dem deutschsprachigen Raum, die die Apotheke betreffen, zum Beispiel Mobiliar, Geräte, Gefäße, Arzneimittel-Meilensteine, aber auch Werbematerialien, Ton- und Filmdokumente und vieles mehr.

PZ: Sie sind Historikerin und Mittelalterarchäologin. Ihre pharmazeutischen Berater?

Huwer: Die wichtigsten sind Dr. Albert Borchardt, der Vorstand der Stiftung und der unseres Fördervereins, der Gesellschaft Deutsches Apotheken-Museum. Gerade bei Fragen zur aktuellen Pharmazie steht Dr. Borchardt dem Museum als beratender Apotheker zur Seite. Bezüglich Ankäufen und Bestandserweiterungen betreut er den Bereich antiquarische Bücher, Drucke und Grafiken, prüft Auktionskataloge und empfiehlt interessante Objekte. Seit 20 Jahren setzt er sich sehr für das Museum ein und das schätze ich sehr.

PZ: Unter Ihrer Leitung wurden etliche Großprojekte bewältigt. Stichwort Inventarisierung. Was ist hier passiert?

Huwer: Das Museum ist eine Stiftung und das Stiftungskapital sind die Objekte. Wenn ein Objekt aufgenommen wird, muss darüber Buch geführt werden. Im Museumswesen spricht man dann von Inventarisierung. Jedes Stück muss eindeutig identifizierbar und auffindbar sein. Jedes Jahr kommen Hunderte, manchmal Tausende von Objekten neu hinzu. Von jedem fertigen wir eine Kurzbeschreibung mit Foto an. Derzeit sind rund 17 500 Realien im Bestand. Das können kleine Dinge sein wie eine Tablettenröhre, aber auch große wie eine gesamte Offizin.

Mit dem Inventarprojekt war eine Revision des gesamten Bestands und dessen EDV-

Erfassung verbunden. Bei den vielen Anfragen, die uns täglich erreichen, können wir nun schnell reagieren. Erst auf dieser Grundlage war es beispielsweise möglich, das jüngste Großprojekt umzusetzen, den 2006 erschienenen Museumsführer. Momentan planen wir zwei neue Projekte: einen Aktionsbereich für Kinder und einen Audioguide.

PZ: Die Arbeit im Museum bewältigen Sie nicht allein . . .

Huwer: Ein Museumstag ist lang und die Arbeit vielfältig. Mehrere wissenschaftliche Mitarbeiter erledigen eigenständig ihre Bereiche, zum Beispiel Leihverkehr,

musale Anfragen, Lizenzen, museumspädagogisches Programm, Buchhaltung oder technische Abwicklung. Die studentischen Mitarbeiter im Aufsichtsdienst übernehmen nach intensiver Schulung auch Führungen und entwickeln Ideen und Inhalte für neue Themenführungen.

PZ: Die Apotheker stehen im Kreuzfeuer. Kann das Museum einen Beitrag zur Zukunftssicherung leisten?

Huwer: Wir zeigen unseren jährlich rund 600 000 Besuchern, warum es wichtig ist, dass es Apotheker als Heilberufler gibt und

dass Arzneimittel keine beliebigen Waren sind. Wir sprechen die Probleme offen an. Damit leistet das Museum einen wichtigen Beitrag zur öffentlichen Wahrnehmung der Apotheke und des Arzneimittels.

PZ: Drei Gründe, warum sich ein Besuch im Apotheken-Museum lohnt.

Huwer: Wir bieten eine spannende Entdeckungsreise in Geschichte und Gegenwart, präsentieren faszinierende Objekte unter immer neuen Themenschwerpunkten und das in einem einzigartigen Ambiente im Heidelberger Schloss – da lohnt ein Besuch auf jeden Fall!

Energie und Heilkraft aus Rindergalle

Von Gisela Stiehler-Alegria / Bis in die prähistorischen Zeiten der Höhlenmalerei reicht die Symbolik des Stiers als Ausdruck von erwachsiger Kraft und Stärke zurück. Ein Spritzer Urin speziell von »roten« Bullen verlieh den Kultgetränken im vorderasiatischen Kulturkreis ihre magische Wirkung. Später bildete Rindergalle ein wichtiges Heilmittel.

Pharmakopoen und Apothekenstandgefäße bezeugen, dass einschlägige Zubereitungen in Europa bis ins 20. Jahrhundert verordnet wurden. Heute findet der Reinstoff Taurin Einsatz in der parenteralen Ernährung oder in »Energy Drinks«.

Als Beispiel für solch einen stimulierenden »Energieförderer«, vor allem aber aus Gründen der Benennungsmotivation sei hier das Label Red Bull® genannt. Diese global vertriebene Brause wird seit 1987 in Nüziders (A) produziert und abgefüllt, doch weder die Ingredienzien noch das Stier-Emblem stellen Innovationen dar. Die Inhaltsstoffe insgesamt sind arzneibuchbekannt. Die Leitdrogen Taurin und Coffein sowie das Logo hat das Getränk mit dem in Thailand unter »Krating Daeng®« (Thai: roter Stier) bekannten Sirup gemein.

Ob ostasiatischer Ursprung oder altorientalisches Elixier: Für einen Griff in die Trickkiste sind rote Bullen allemal gut. Nicht nur, dass Abbildungen geflügelter Himmelsstiere die babylonische Kunst seit dem 2. vorchristlichen Jahrtausend bereicherten; auch den Körpersäften speziell roter Bullen kam eine besondere Funktion im Kult zu. Die in der Tradition assyrisch-babylonischer Zauberkünste stehenden Mandaer mischten im 4. Jahrhundert unter siebenmaligem Rezitieren einer Zauberformel den Urin eines roten Bullen in ein Gebräu aus Wein und Harmelraute, während die Zoroastrier zu ähnlichen Zwecken den Urin einer roten Kuh nutzten.

Im magischen Kontext war besonders die Farbe der Tiere bedeutsam. Wenn das Ritual ein rotes Opfertier verlangte, rieb man zunächst das Fell mit Öl und Kuhfett ein und trug danach eine Mischung aus Gerbersumach, Alaun und Traubensaft auf.

Zu den tierischen Stoffen der frühen Heilkunde gehörte neben dem Harn der Boviden bevorzugt die Galle. Fel tauri/Fel bovis galt jahrtausendlang als Depurativum und Mittel bei Hyperazidität. Nach dem Lorscher Arzneibuch (8. Jahrhundert) kurierte man Geschwüre am Kopf mit frischer Stier- oder

Kälbergalle und setzte das Sekret vermischt mit Harz, Mastix, Wachs und Styrax als Abfuhrpflaster ein. Später half Fel tauri depuratum siccum als Streupulver bei Wunden oder in Pillen gegen Leberleiden und Verdauungsschwäche.

Eingedickte Ochsen- und Kuhgalle, Fel tauri inspissatum, wurde gegen Askariden sogar als Klistier verabreicht. Sie war ebenfalls Bestandteil eines wurmtreibenden Kuchens in deutschen Pharmakopöen des 17. bis 19. Jahrhunderts und entsprach damit vergleichbaren Rezepturen des ägyptischen Papyrus Ebers aus dem 2. vorchristlichen Jahrtausend.

Beim Kochen der Ochsen- oder Kuhgalle mit Säure konnte Leopold Gmelin 1827 (oder 1824?) eine farblose kristalline Substanz isolieren, die er Gallen-Asparagin nannte. Diese biologisch wichtige Verbindung, später Taurin genannt, eröffnete ein wesentlich breiteres Wirkungsspektrum als Rindergalle, besonders unter dem Roburantia-Aspekt.



Darstellung eines geflügelten Stiers, Siegelabdruck auf einer Gefäßverplombung, um 1350 vor Christus. Das Fundstück aus der babylonischen Stadt Nippur (Mittlerer Irak) befindet sich in der Hilprecht-Sammlung Jena.

Foto: Stiehler-Alegria

Die Inhaltsstoffe der stimulierenden Red Bull®-Brause finden sich in jedem Apothekenlabor: Coffein (0,03 Prozent), Taurin (0,4 Prozent, das heißt 1 g in 250 ml), Glucose, Saccharose, Natriumcitrat, Kohlensäure, Glucuronolacton, Inosit, Niacin und andere B-Vitamine, Karamel und Riboflavin. Die anregende Wirkung des Getränks beruht zweifelsohne auf dem synergistischen Effekt des Coffeins. Wegen des Tauringehalts stufen jedoch einige europäische Länder wie Frankreich und Norwegen die Red Bull®-Mixtur als Arzneimittel ein und untersagen den Handel.

Chemisch gesehen handelt es sich bei Taurin um 2-Aminoethansulfonsäure, ein Decarboxylierungsprodukt der körpereigenen Aminosäure Cystein, das an Cholsäure gebunden als Taurocholsäure in der Säugtiertalgalle, Lunge und Herz vorkommt.

Die Substanz wird diversen Getränken als Leistungssteigerer zugesetzt, um den



In der Bamberger Hof-Apotheke stand dieses urnenförmige Weithalsgefäß mit profiliertem Fuß: Fel Tauri inspiss[atus] war ein bewährtes Heilmittel. Datierung: 1810; Manufaktur: Rudolstadt (Inv.Nr. II B 171)

Flüssigkeitshaushalt zu stabilisieren und das Schlagvolumen des Herzens zu erhöhen. Aufgrund ihrer Rolle bei der Biosyn-

these der Gallensäuren (Umwandlungsprodukt des Cholesterols) wird eine indirekt lipidsenkende Wirkung vermutet.

Die Bedeutung der Aminoethansulfonsäure für den Organismus zeigt sich schon darin, dass sie bestimmten Elektrolyt-Aminosäure-Infusionslösungen zur Deckung des täglichen Energiebedarfs und der parenteralen Ernährung zugesetzt wird (zum Beispiel in Aminoven®, Aminopäd®). Umfangreich ist auch die aktuelle englischsprachige Wissenschaftsliteratur zum Taurin, die unter anderem dessen Bedeutung in der Prävention behandelt. /

Literatur bei der Autorin

Adresse der Autorin:
Dr. Gisela Stiehler-Alegria, Am Forsthau
44, 63263 Neu-Isenburg

Frische Kräuter locken Besucher an

Von Brigitte M. Gensthaler / Aromatischer Kräuterduft lockt die Besucher in die Kräuterkammer des Deutschen Apotheken-Museums. Hier sind frische und getrocknete Heilpflanzen dekoriert. Dafür sorgt seit vielen Jahren Horst Hasselbach.

PZ: Seit vielen Jahren arbeiten Sie ehrenamtlich im Museum. In welchen Bereichen? **Hasselbach:** Seit der Eröffnung des Apotheken-Museums in Heidelberg konnte ich hier mitarbeiten. Angefangen hat es mit der Reparatur von Destillierapparaten und Tablettenmaschinen. Da ich von Beruf Gas-Wasser-Installationsmeister bin, konnte ich die Maschinen in wochenlanger Arbeit instand setzen. Der große Destillierapparat am Eingang des Museums ist tatsächlich funktionsfähig. Die Kräuterkammer war damals nur spärlich bestückt. Daher habe ich vorge schlagen, Heilpflanzen zu liefern. Ich dekoriere bis heute die Kräuterkammer.

PZ: Woher nehmen Sie die Heilkräuter? **Hasselbach:** Aus meinem eigenen Garten. In den Dolomiten habe ich die Art der Kräutergärten in Kreuzform gesehen und so auch meinen Garten angelegt. Hier ziehe ich zum Beispiel Salbei, fünf Sorten Pfefferminze, Indianernessel, Kamille, Rosmarin, Lavendel und Eisenkraut. Alle vier bis sechs Wochen wechsle ich die Dekoration an der Wand der Kräuterkammer. Alle Pflanzen werden mit botanischen Namen beschildert. Der gute aromatische Geruch lockt viele Besucher in die Kräuterkammer.

PZ: Wann haben Sie Ihre Liebe zu den Heilpflanzen entdeckt?

Hasselbach: Ich bin seit jeher begeistert von der Botanik und habe schon immer gezielt Pflanzen angebaut. In den Dolomiten habe ich die Alpenflora kennengelernt. Vieles habe ich von Bergbauern gelernt, die die alte überlieferte Heilkunst pflegen.

PZ: Zurück in die Kräuterkammer. Was sieht der Besucher hier?

Hasselbach: Viele Geräte zur Bearbeitung der Heilpflanzen, zum Beispiel Schneide-



Horst Hasselbach in der Kräuterkammer

werkzeuge wie Wippmesser und Schnitzler, Drehbehälter zum Pulverisieren von Pflanzen, uralte Waagen mit Gewichten, Hohlkugeln zum Pulvermischen, eine Kaffeerösttrommel und Geräte zum Zerkleinern eines Zuckerhuts. Die Destillationsapparate stehen vorne am Museumseingang und im Laboratorium im Apothekerturm. Natürlich zeigen wir auch die Aufbewahrung von Pflanzen.

PZ: Gefällt Ihnen der Kontakt mit den Menschen?

Hasselbach: Das Publikum ist hochinteressant und sehr interessiert. Ich mag den Kontakt zu den internationalen Besuchern. Auch viele Apotheker kommen ins Museum. Ich erkläre die Arbeitsgeräte, Schränke und natürlich die gezeigten Drogen.

PZ: Sie arbeiten auch als Heimatforscher. Begegnet Ihnen dabei das Apotheken-Museum?

Hasselbach: Das gesamte Schloss ist untrennbar verbunden mit der Heidelberger Geschichte. Ich habe sechs kleine Broschüren zu Spezialthemen verfasst, zum Beispiel über die Brunnen, das Backhaus, die Aborte oder Tore, Türen und Fenster. Die neueste handelt von den Bäumen im Schlossareal, dieses Thema streift auch die Kräuterkammer.

PZ: Sie sind vielfältig ehrenamtlich tätig. Was bedeutet für Sie das Ehrenamt?

Hasselbach: Ich fühle eine Verpflichtung, anderen zu helfen, und bin dankbar, denen helfen zu können, die schwächer sind. /